

ANN GRANGER



UND DAS EWIGE LICHT LEUCHTE IHR

FRAN VARADYS SIEBTER FALL



»Na, danke schön auch! Ich gebe mir die größte Mühe, damit es nicht so weit kommt. Und ich werde herausfinden, was da vorgeht, mit deiner Hilfe oder ohne sie.«

»Zuerst mal musst du Edna wiederfinden«, erinnerte er mich.

»Schön, dann finde ich sie eben.«

»Nein, nein. So war das nicht gemeint«, kam sein hastiger Rückzieher. »Nicht buchstäblich jedenfalls. Was ich meinte, war, du wirst sie nicht wiederfinden, ganz bestimmt nicht!«

»Um was wollen wir wetten, dass ich sie finde?« Ich wurde allmählich widerborstig, zugegeben, aber Ganesh schafft das immer wieder bei mir.

»Fran, du halst dir nur wieder neue Scherereien auf«, sagte Ganesh düster. »Lass die Dinge auf sich beruhen.«

»Nach deiner Meinung gibt es gar keine Scherereien, die ich mir aufhalsen könnte! Wenn du Recht hast und der Kerl, der uns beobachtet hat, überhaupt kein besonderes Interesse an Edna hatte, dann halse ich mir keine Scherereien auf, absolut nicht.«

Ganesh dachte über dieses Argument nach und räumte widerwillig ein, dass es nicht ganz unzutreffend war. »Schließlich«, fügte er hinzu, »für wen um alles in der Welt sollte Edna von Interesse sein?«

»Da hast du es«, erwiderte ich. Es klang, als hätte ich akzeptiert, was er gesagt hatte, doch das hatte ich beileibe nicht. Ich *wusste*, dass sich *irgendjemand* für Edna interessierte.

Ich hatte gehofft, dass Ganesh es dabei belassen würde, doch er war im Oberlehrer-Modus. Er schaffte es nicht, sich Onkel Haris Gehör zu verschaffen, also war ich die Person, die alles über sich ergehen lassen musste.

»Das Problem ist«, begann er auf, wie ich dachte, äußerst unfaire Art und Weise, »das Problem ist, sobald du anfängst, deine Nase in diese Angelegenheit zu stecken, kommen von überall Scherereien auf dich zu. Du ziehst den Ärger förmlich an, Fran! Du bist es, die die Dinge überhaupt erst in Gang bringt. Du bist ein ... ein Katalysator, das bist du!«

Das traf mich wirklich tief. »Wenn jeder so wäre wie du«, schnappte ich zurück, »dann würde niemand mehr irgendetwas tun! Alle würden nur dastehen und die schrecklichsten Dinge zulassen! Rein zufällig stecke ich meine Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten – ich erfülle lediglich meine Bürgerpflicht, klar? Was soll ich denn deiner Meinung nach unternehmen, wenn ich etwas sehe, von dem ich das Gefühl habe, es ist ungesetzlich? Davonlaufen?«

»Das wäre bestimmt nicht die schlechteste Idee«, murmelte Ganesh.

Wir schwiegen minutenlang. »Das würdest du nicht tun«, sagte ich schließlich. Und das würde er auch nicht – nicht, wenn er glaubte, dass jemand seine Hilfe benötigte.

Ganesh schob die Überreste seiner Kartoffel mit Käsefüllung von sich. Er strich sich das schwarze Haar aus der Stirn, das er sich wieder hatte wachsen lassen, nachdem es für das Theaterstück kurz geschnitten worden war. Die Ohren waren bereits nicht mehr zu sehen. Ich fragte mich, ob es vielleicht das war, was Hari an ihm auszusetzen gehabt hatte.

»Fran, hör mir bitte ein einziges Mal zu, okay? Ein einziges Mal! Es ist großartig, jemandem zu helfen, wenn du kannst. Aber wenn du nicht helfen kannst und dich nur in fremde Dinge einmischst, dann machst du damit alles nur schlimmer! Das solltest du dir

vor Augen führen: Es gibt Hilfe, und es gibt Einmischung, und der Grat zwischen beidem ist sehr schmal.«

Hätte er es dabei belassen, hätte ich ebenfalls den Mund gehalten. Doch er schoss ein weiteres Mal über das Ziel hinaus und fügte hinzu: »Soweit es Edna betrifft, hast du es mit einer Verliererin zu tun.«

»Irgendjemand muss sich auch um die Verlierer kümmern!«, beschied ich ihm. »Ich lasse Edna nicht im Regen stehen, nur weil sie selbst im wärmsten Wetter mit drei Schichten Altkleidern und Wollhüten durch die Straßen wandert.«

»Sag hinterher nicht, ich hätte dich nicht gewarnt«, war alles, was er darauf zu erwidern hatte.

»Okay, du hast mich gewarnt. Ich habe verstanden«, grollte ich.

Ich hatte Ganesh gesagt, dass ich Edna finden würde, und das würde ich auch in die Tat umsetzen. Ich machte mich gleich am nächsten Morgen an die Arbeit. Es erschien mir sinnlos, bei der U-Bahn-Station herumzuhängen, weil sie wahrscheinlich wochenlang nicht mehr in die Nähe kommen würde. Wenn sie vor dem Kerl in den weißen Klamotten Angst hatte, dann würde sie sich bestimmt nicht mehr dort blicken lassen. Doch ich wusste, dass sie in einem Wohnheim lebte. Das Offensichtliche war demzufolge, sämtliche Wohnheime und Obdachlosenasyile in der Gegend zu besuchen und nach Edna zu fragen.

Ich hatte Ganesh nicht verraten, dass ich diesen Plan hegte. Ich war ziemlich sicher, dass er, wie auch immer mein Vorschlag lautete, ein Dutzend Einwände erhoben hätte, warum ich es a) nicht tun sollte und warum es b) nicht funktionieren würde, falls ich es dennoch versuchte. Er lief stets zu Höchstform auf, wenn er derartige Katastrophen heraufbeschwor, wenngleich ich nicht sagen kann, dass seine Argumente mich nicht für einen Moment ins Grübeln gebracht hatten. Vielleicht bildete ich mir irgendwelche Dinge ein? Vielleicht mischte ich mich tatsächlich in Angelegenheiten ein, die mich nichts angingen? Nein, entschied ich, es mochte vielleicht eine gute Idee sein, dieses kleine Problem auf sich beruhen zu lassen, aber ich hatte nicht vor, es zu tun. Andererseits – wann hatte ich in meinem Leben je eine vernünftige und überlegte Entscheidung getroffen?

Vielleicht hat es etwas damit zu tun, dass ich nur schwer Ganeshs Rat annehmen kann.

In der Hauptstadt gibt es zahlreiche Wohnheime für Obdachlose oder geistig Behinderte. Wenn Edna den ganzen Tag umhergewandert war, dann konnte sie eine hübsche Distanz von ihrem Wohnheim entfernt gewesen sein. Ich war mir der Tatsache bewusst, dass es nicht unbedingt ein Wohnheim in der Nähe der U-Bahn-Station sein musste, in dem sie untergebracht war. Trotzdem hielt ich es für am wahrscheinlichsten, dass sie in der näheren Umgebung wohnte. Abgesehen davon, irgendwo musste ich schließlich anfangen, und es erschien mir am sinnvollsten, in der Nähe meiner eigenen Wohnung zu beginnen und mich von dort aus in immer größer werdenden Kreisen voranzuarbeiten.

Welchen Grund konnte ich nennen, falls ich gefragt wurde, warum ich mich für sie interessierte, vorausgesetzt, ich fand das richtige Heim? Ich kannte nicht einmal ihren Nachnamen. Und vielleicht war ihr richtiger Vorname gar nicht Edna.

Wie es der Zufall wollte, war ich wieder einmal ohne Engagement und ohne Job. Normalerweise helfe ich in Onkel Haris Zeitungsladen aus, wenn ich keine andere Arbeit habe, doch in letzter Zeit hatte er mich nicht mehr gebraucht. Vielleicht war die Ursache für den Streit zwischen Ganesh und seinem Onkel nicht, dass Ganesh sich beharrlich weigerte, zum Friseur zu gehen, sondern das schlechte Geschäft im Zeitungsladen. Hari wird schnell nervös, wenn es in der Kasse nicht mehr richtig klingelt. Und wenn er nervös ist, nervt er Ganesh wegen seiner Haare. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, dass ich auch etwas wegen meiner eigenen Frisur unternehmen sollte. Die rote Farbe war grässlich. Doch jetzt hatte ich erst einmal etwas anderes zu erledigen, und die Haare mussten warten.

Ich machte mich ganz professionell an die bevorstehende Aufgabe. Ich kontaktierte die lokale Sozialbehörde und sprach mit einer netten Frau in einer pinkfarbenen Strickweste von Marks & Spencer. Sie arbeitete in einem kleinen Büro inmitten von Aktenbergen und Katzenfotos. Ich erzählte ihr, dass ich Studentin der Sozialwissenschaften sei, dass ich die wirtschaftlichen Auswirkungen der zunehmend älteren Bevölkerung über einen Querschnitt soziodemographischer Gruppen hinweg untersuchte und verglich und in Relation setzte mit dem Geburtenrückgang und den Pro-Kopf-Ausgaben. Ich war nicht ganz sicher, was das überhaupt bedeutete, und hoffte, dass sie nicht nachfragte. Ich hatte die Schlüsselphrasen in einem Artikel in einem Magazin in der einheimischen Bibliothek gefunden, aufgeschrieben und miteinander verbunden. Als Teil meiner Forschungen, erklärte ich der Frau, müsste ich auch die staatlichen sowie die privat betriebenen Obdachlosenheime untersuchen.

Ich betrachtete dies alles nicht als Lügen, sondern als kreativ. Abgesehen davon war nicht alles unwahr, was ich ihr erzählte.

»Ich war selbst schon einmal obdachlos«, sagte ich vollkommen aufrichtig. »Aber zum Glück liegen diese Tage hinter mir. Mein spezielles Interessengebiet ist die Unterbringung der älteren Obdachlosen und derjenigen, die man als geistig behindert betrachten könnte. Keine ernsten mentalen Erkrankungen, sondern die einfacheren.«

»Meschugge?«, fragte die Frau freundlich.

»Genau. Es ist eine vernachlässigte Kategorie, deswegen habe ich mich dafür entschieden. Die meisten ziehen es vor, über dysfunktionale Familien zu schreiben oder ...«

Mein Blick streifte die Katzenfotos. »Oder verwilderte Tiere in einer urbanen Umgebung. Eine Freundin von mir schreibt über urbane Füchse. Aber wir werden alle alt, nicht wahr? Und nicht alle von uns sind perfekt an die Gesellschaft angepasst.«

Das Gesicht der Frau wurde düster, und ich befürchtete bereits, eine taktlose Bemerkung von mir gegeben zu haben. Vielleicht hatte sie gerade einen runden Geburtstag hinter sich. Doch wie sich rasch herausstellte, hatte etwas anderes ihr Missfallen erregt.

»Eines meiner Kätzchen wurde von einem Fuchs erlegt«, sagte sie. »Gleich im Garten hinter meinem Haus!«

Ich gab meinem Bedauern Ausdruck.

Ihre Stimmung besserte sich. »Nun, dann wollen wir doch mal sehen, was wir für Sie tun können«, sagte sie.

Sie gab mir eine Liste von Wohnheimen, zusammen mit einer ganzen Menge anderen Materials, und wünschte mir viel Erfolg bei meinen Untersuchungen.

»Kommen Sie uns doch besuchen, wenn Sie Ihren Abschluss gemacht haben«, waren ihre Abschiedsworte. »Wir suchen verzweifelt nach geeigneten jungen Leuten zur Ausbildung in unserem beruflichen Umfeld. Haben Sie schon einmal daran gedacht, Sozialarbeiterin zu werden? Die Berufsaussichten sind glänzend, und Sie scheinen genau die Sorte von junger Frau zu sein, die wir suchen. Falls Sie diesen Berufswunsch verspüren, kommen Sie gerne jederzeit vorbei, und wir unterhalten uns.«

Ich beschloss, Ganesh nichts von alledem zu erzählen, weil er mich sicher fragen würde, ob ich denn keinerlei Gewissensbisse gespürt hatte. Worauf ich hätte antworten müssen: Nein, absolut nicht.

Ich klemmte mir die Liste mit den Adressen der Heime unter den Arm und machte mich auf den Weg. Ich hatte Bonnie bei mir, meine kleine Hündin. Ich würde den größten Teil des Tages unterwegs sein, und ich lasse sie nicht gerne so lange Zeit allein in der Wohnung eingesperrt. Sie ist dann immer voller Ungeduld.

Es war ein warmer Tag, und es dauerte nicht lange, bis Bonnie und ich fußlahm und verschwitzt waren und die Nase voll hatten. Ich fing bereits an zu überlegen, dass ich vielleicht doch besser auf Ganesh gehört hätte. Ich verschwendete meine Zeit. Nicht nur das, sondern die Heime, die ich besuchte, waren unglaublich deprimierend und in einigen Fällen furchteinflößend. Ich begegnete Irren, Drogensüchtigen und Alkis. Wenn ich nicht eingeschüchtert war von dem, was ich vorfand, dann war ich wütend und frustriert. Ich würde niemals Sozialarbeiterin werden können, dachte ich, weil ich niemals die notwendige Objektivität aufbringen könnte. Ich würde mich viel zu sehr um jeden Einzelnen sorgen und genau aus diesem Grund wahrscheinlich versagen. Selbst heute war es nur mein Starrsinn, der mich weitermachen ließ (und der Wunsch, Ganesh gegenüber nicht zugeben zu müssen, dass er Recht gehabt hatte). Und wie es häufig der Fall war, gerade als ich doch aufgeben wollte, traf ich ins Schwarze.

Es war ein kleines Heim, geführt von einer wohltätigen Stiftung, und es befand sich in einem heruntergekommenen viktorianischen Haus, das früher einmal eine prächtige Villa gewesen sein musste. Nicht unähnlich dem Haus, in dem meine Mietwohnung lag. Ein paar Bäume kämpften draußen auf der stillen Straße ums Überleben. Einer davon wuchs direkt gegenüber der Eingangstür, und seine Äste überragten den Bürgersteig. Der Herbst war noch nicht angebrochen, doch die Blätter fingen bereits an sich zu verfärben und abzufallen. Einige lagen auf den ungekehrten Stufen, die zur Tür führten. Auf der obersten davon, zwischen den Blättern und an ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter gelehnt, saß eine junge Frau mit langen wirren Haaren und farblich nicht zueinander passenden, zusammengewürfelten Kleidungsstücken. Sie weinte lautlos vor sich hin.

Sie war nicht die erste mental kranke Person, die mir an diesem Tag über den Weg gelaufen war, doch es war trotzdem ein schlimmer Anblick. Hätte sie laut geschluchzt und sich voller Kummer hin und her gewiegt, wäre ich besser mit der Situation zurechtgekommen. Doch dieses lautlose Weinen wie eine Steinfigur auf einem viktorianischen Friedhof war zu viel für mich. Ich schob mich um die junge Frau herum und betätigte die Türklingel.

Nach einigen Augenblicken vernahm ich Schritte, und die Tür wurde gerade weit genug geöffnet, um jemandem im Haus den Blick nach draußen zu ermöglichen. Ich schätze, man lernt, vorsichtig zu sein in diesen Heimen. Ich war erleichtert festzustellen, dass der Mann, der zur Tür gekommen war, *normal* wirkte – zumindest soweit ich ihn sehen konnte.

»Wir sind voll belegt«, sagte er mit bestimmter, jedoch freundlicher Stimme.

»Ich suche nicht nach einem Schlafplatz«, erwiderte ich.

Er öffnete die Tür einen Spaltbreit weiter. »Dann ist es ja gut. Wir hätten Sie nicht aufnehmen können, ganz gleich unter welchen Umständen.«

Ich fragte mich, ob die weinende junge Frau auf der Treppe genauso abgewiesen worden und dies der Grund für ihre Verfassung war. Ich deutete verstohlen auf sie und flüsterte ihm zu: »Ist alles in Ordnung mit ihr?«

Es war eine dumme Frage, weil offensichtlich nicht alles in Ordnung war, doch ich wusste nicht, was ich sonst hätte sagen sollen. Der Mann schien sie selbst jetzt nicht zu sehen – wie das funktionieren sollte, obwohl sie auf der obersten Treppenstufe des Heims saß, war mir ein völliges Rätsel.

»Sandra?«, erwiderte er. »Ja, alles in Ordnung, machen Sie sich keine Sorgen. Sie ist ein wenig traurig heute Morgen. Nicht wahr, Sandy?«

Er beugte sich vor und tätschelte ihr die Schulter. Sie schaukelte ein wenig vor und zurück und weinte dann weiter wie zuvor, mit dem Unterschied, dass sie nun ein leises Schluchzen ausstieß. Wenn überhaupt, dann machte sein Tätscheln alles nur noch schlimmer.

»Wie gesagt, machen Sie sich keine Sorgen«, wiederholte der Mann an mich gewandt. »Wir haben ein Auge auf Sandra. War das der Grund für Ihr Läuten? Haben Sie sich Sorgen gemacht wegen Sandra?«

»Nein«, gestand ich. »Ich bin wegen jemand anderem hergekommen. Darf ich vielleicht reinkommen? Ich werde nicht viel von Ihrer Zeit in Anspruch nehmen und weiß es wirklich zu schätzen.«

»Geht es um einen unserer Bewohner?«, fragte er in schärferem Ton.

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich. »Das gehört zu den Dingen, die ich herauszufinden versuche.«

»Wir geben keine Informationen über unsere Bewohner nach draußen.«

»Ich will ja gar keine Informationen über Ihre Bewohner.«

»Das haben Sie aber gerade gesagt«, entgegnete er nicht ganz unbegründet.

»Bitte ...«, bettelte ich. »Darf ich hereinkommen und es erklären? Es dauert nur fünf Minuten, und ich nehme den Hund auch auf den Arm.« Ich sammelte Bonnie auf, während ich sprach. Sie hatte vor dem weinenden Mädchen gesessen und es voller Interesse beobachtet. Das Mädchen schien Bonnie genauso wenig wahrzunehmen wie mich oder die Unterhaltung, die über ihren Kopf hinweg stattfand.

Der Mann an der Tür starrte gedankenvoll auf Sandra hinunter, und ich glaube, es war mehr wegen ihr als wegen meiner Worte, dass er schließlich nachgab. Er öffnete die Tür weit genug, damit ich mich hindurchquetschen konnte, und trat beiseite.